

nennt (zu ergänzen wäre hier wohl auch der Kia „Carens“). Die letzten beiden Kapitel (Kap. 28-29) knüpfen thematisch noch einmal an das erste Drittel des Buches an: W. zeigt hier erneut, dass eine bzw. die moderne Fremdsprache, das Englische, zum großen Teil auf lateinische Wurzeln zurückgeht (auch hier webt W. seine Überlegungen wieder in eine höchst amüsante Zeitreise ein, in diesem Fall lässt er Caesar und Cleopatra nach Berlin reisen). Zudem beweist W., dass Gleiches auch für die Jugendsprache gilt. W.s Verteidigungsschrift des Lateinunterrichts schließt mit einem prinzipiell kurzweiligen, durch den schieren Umfang der einzelnen Aufgabe allerdings mnemotechnisch höchst anspruchsvollen, vom Leser wohl nur in schriftlicher Form lösbaren Test (Kap. 30), bei dem der Leser lateinischen Wörtern, Abkürzungen, Phrasen das deutsche Pendant zuordnen muss. Abschließend ist festzustellen, dass W. mit Latein – da geht noch was! trotz der Anbiederung an eine vermeintlich aktuelle Jugendsprache im Titel (ein im Schriftdeutschen ohnehin aussichtsloses Unterfangen) eine überaus unterhaltsame Apologie des altsprachlichen Unterrichts vorgelegt hat, die ganz offensichtlich in einen Dialog mit dem Leser treten will. Dafür sorgt zum einen W.s Schreibstil, dem zu folgen eine wahre Freude ist und der belegen kann, dass Altphilologen tatsächlich versierte Stilisten des geschriebenen Deutschen sind. Dazu kommt, dass das Buch auch für Leser, die nie ein Wort Latein gelernt haben, flüssig zu lesen ist, da W. in der Regel seine Beispiele durch Übersetzungen ergänzt und schwierigere grammatikalische Phänomene sehr anschaulich erklärt. Zum anderen legt sich W. bei strittigen Fragen nicht auf eine Meinung fest, ohne nicht auch mögliche Gegeneinwände zu formulieren, so dass der Leser sich letztlich ein eigenes Urteil bilden kann.

An wen richtet sich W.s Publikation also? An jedermann! An den Lateinschüler von damals, der sich ein Bild davon machen kann, wie Lateinunterricht heute „geht“, und der möglicherweise doch erkennt, dass das Erlernen des Lateinischen der Mühe wert war (*odi et amo ...*), an den Lateinlehrer von heute, der den einen oder anderen sehr guten Impuls für den eigenen Unterricht erhält, und nicht zuletzt oder vielleicht ganz besonders an den Leser, der sich einfach für die lateinische Sprache und das alte Rom interessiert – und der sich nach der Lektüre gründlich darüber informiert fühlen darf, wie lebendig die tote oder vielleicht doch nur tot geglaubte Sprache Latein noch heute ist.

CAROLIN UND HEIKO ULLRICH

*Friedrich Maier, Im Rückspiegel. Lebenswirkungen eines Professors. Die ganz anderen Memoiren. Idea Verlag: Palsweis 2017. 14, 60 EUR (ISBN 978-3-88793-212-1).*

„objects in the mirror are closer than they appear“

Laut Duden sind Memoiren „Lebenserinnerungen, in denen neben der Mitteilung des persönlichen Entwicklungsganges ein besonderes Gewicht auf die Darstellung der zeitgeschichtlichen Ereignisse gelegt wird.“ Warum nennt Friedrich Maier sein autobiografisches Buch dann „Die ganz anderen Memoiren“? Ich werde versuchen, dies in dieser Rezension herauszufinden.

In Anlehnung an die ersten Worte seines Vorworts frage ich natürlich „Warum bin ich <es>? Gerade ich?“, der sich berufen fühlt, Professor Maiers Lebenserinnerungen zu rezensieren.

Vor 35 Jahren habe ich Dr. Friedrich Maier zum ersten Mal erlebt, bei einer Fortbildungsveranstaltung der Akademie für Lehrerfortbil-

derung in Dillingen. Warum „erlebt“ und nicht „kennengelernt“? Der „Latein-Papst“ des ISB war für die versammelten Latein-Fachbetreuer aus Bayern – zumindest empfand ich es damals so – ziemlich unnahbar auf dem Katheder. Aber: Sein mitreißendes und motivierendes Plädoyer für einen modernen Lateinunterricht hatte es mir angetan. Als 33jähriger „Jungspund“ unter meist ergrauten und durchwegs unscheinbar grau oder beige gekleideten ernsten und ernsthaften Männern fühlte ich mich von ihm und seinem Verständnis von Lateinunterricht direkt angesprochen und ermuntert, Latein anders zu unterrichten, als man es schon zur Zeiten der Feuerzangenbowle machte.

Dieses Erlebnis in Dillingen hat mich nachhaltig pro Friedrich Maier geprägt.

Genau zehn Jahre später, als ich dann ins Cursus-Team aufgenommen wurde, war Friedrich Maier immer noch ein regelrechter „Revoluzzer“ oder Lateinisch „*novis rebus studens*“, auf Neuerungen, ja auf Umsturz bedacht.

Das ist es, was man unter anderem auch in seinem Rückblick immer wieder feststellen kann: Friedrich Maier ist zwar mit Leib und Seele Altphilologe, entspricht aber ganz und gar nicht dem Klischee, das man sich in Anlehnung an alte Karikatur aus dem *Simplicissimus* von einem Latein-Professor machte.

Doch nun zum Thema, Friedrich Maiers Lebens-Rückblick. Es ist schon ein sehr amüsanter Einstieg, wie er den Ursprung seiner Leidenschaft für das Lateinische erklärt: Das Taufwasser war „schuld“! *Aqua* ist ein immer wiederkehrendes Motiv, ja geradezu schicksalhaft mit ihm verbunden. Mal ist es das heilige Wasser in der Klosterkirche am Michelsberg, mal das von hübschen *puellae* verschönte profane Wasser im Stadtbad in Neunburg. Das Wasser der Ovidschen Frösche ist für ihn der

Auslöser für die Berufswahl, Wasser markiert immer wieder wichtige Etappen seines Lebens bis hin zum Ruhestand. Auch bei seinen ersten Erlebnissen im Osten des wiedervereinigten Deutschland wird er vom *aqua* regelrecht verfolgt, sei es im Hotelschiff in Rostock (S. 18), in der Badewanne in Halle (S. 126) oder durch die „große Flut in Sachsen“ (S. 132f.)

Regelrecht spannend und gleichzeitig amüsant zu lesen sind die vom Autor gekonnt dramatisierten Angler-Abenteuer. Man muss unwillkürlich an Ludwig Thomas Lausbubengeschichten denken. Weder von der Obrigkeit noch von den Widrigkeiten des Elements lässt sich der aufmüpfige Fritz in die Schranken weisen. Erst eine Fisch liebende Angorakatze hat die Angelleidenschaft getötet.

Für Philologen ein Genuss sind die manchmal an antike Epen erinnernden Formulierungen und rhythmisierten Sätze, wie „*Der abwärts strömende wellige Fluss ...*“ (S. 25), oder auf S. 29: „*Auf dem Teller lag kein Fisch, sondern sein Grätengerippe, völlig des ‚Fleisches‘ beraubt.*“ Was für eine herrliche Ironie, diese Diskrepanz zwischen dem banalen Inhalt und der erhabenen Sprache. Setzt der Autor diese Effekte absichtlich ein oder kann er einfach nicht anders, setzt sich die Imprägnierung seines Geistes und seiner Sprache durch die antiken Autoren einfach so durch?

Eine Rezension kann natürlich keine Nacherzählung des Inhalts sein, auch wenn es die köstlichen Abenteuer, die der Autor im Kapitel „Das Rad, keine göttliche Schöpfung“ mit wunderbarer Selbstironie detailreich zum Besten gibt, dies verdient hätten. In diesem Kapitel zeigt sich beispielhaft, wie Friedrich Maier zwar einem chronologischen Grundgerüst folgt, aber immer wieder thematische Exkurse einfließt und so vom Dreirad des Dreijährigen einen

Bogen schlägt zu den misslichen Automobil-Erfahrungen des Erwachsenen.

Immer wieder spannend und auch anrührend sind Maiers Einblicke in die Zeitgeschichte, wie z. B. seine Erfahrungen in der Besatzungszeit, die ohne Larmoyanz, ja im Gegenteil oft mit Humor gegebenen Schilderungen der schweren Nachkriegszeit oder die bitteren Erfahrungen im Internat. Sicher war er kein einfacher Schüler, sehr kritisch, manchmal rebellisch, gerne kämpferisch. So kämpfte er schon als Schüler leidenschaftlich für die humanistischen Fächer Latein und Griechisch. Das sollte der Leitfa-den seines Lebens werden, der unermüdliche Einsatz, ja oft Kampf für die humanistischen Ideale, für die Erhaltung der alten Sprachen im Curriculum des Gymnasiums, für die Werte der Bildung gegen die Ökonomisierung unserer Welt.

Diesen Kampf führte er nicht aus der geschützten Gelehrtenstube heraus, sondern aus der *vita activa* des Lehrers: „Lehren ... ist eines der schönsten Handwerke.“ (S. 109) oder: „Lehren ist der schönste Beruf...“ (S. 200) Und so beginnt Friedrich Maiers Universitätskarriere mit der Ausbildung der künftigen Lehrerinnen und Lehrer an der LMU München. Dass er gleich nach dem Examen zum Assistenten berufen wurde, erfüllt ihn natürlich mit Stolz. Wer nun aber befürchtet hätte, dass sich der Autobiograph prahlerisch seiner Erfolge rühmt, der wird angenehm enttäuscht: Mit Witz und Selbstironie wird der Aufstieg auf der wissenschaftlichen Karriereleiter immer wieder gewürzt, so dass kein Platz für Selbstbeweihräucherung bleibt. Sehr erheiternd – Schadenfreude ist bekanntlich weit verbreitet – sind die Szenen beschrieben, wo die kleine Tochter „hoch konzentriert auf die durcheinander liegenden Papierstücke einwirkte.“ (S. 111) Es

waren Abschlussklausuren! Oder dass ihn in der Eile eingepackte unterschiedliche Schuhe in Verlegenheit brachten (S. 114). Fatum oder die ersten Anzeichen professoraler Zerstretheit?

Den Start seiner Tätigkeit als Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin (1993) betitelt der Autor mit „Aufbruch zu frischen Untaten“ (S. 121). Doch schon vor dieser Berufung, seit „der ‚Osten‘ frei zugänglich geworden“ war, wurde Friedrich Maier „auch schon zu Vorträgen jenseits des ehemaligen Eisernen Vorhangs“ (S. 121) gerufen. Suhl, Halle, Leipzig ... auferstanden aus Ruinen? Der Zustand der Gebäude war oft erschütternd, doch der Zuspruch zu seinen Vorträgen ermutigend, „ein Hochfest des Aufbruchs“ (S. 124). Da konnten auch Missgeschicke wie der Sturz aus der Badewanne oder ein auf ihn stürzender Schrank seinen Tatendrang nicht bremsen. Auch die „Dresdner Amazonen“ (S. 128 ff.) nicht, gegen deren ideologische Rüstung er die Werte der Freiheit tapfer verteidigte. Dass Friedrich Maier auch mittlere Katastrophen ungeschönt und ohne Rücksicht auf sich selbst erzählen kann, ist immer wieder ein besonderes Schmankerl in dem Buch (s. „Der gefallene ‚Pastor‘“, S. 136-138) und zeigt die Reife eines in der Tat „mit allen Wassern gewaschenen“ Mannes.

Wenn er dann im Kapitel „Ferienschrecknisse“ zu dramaturgischer Hochform aufläuft, ist man als Leser schon gelegentlich geneigt zu zweifeln, ob ein Mann all das erlebt bzw. überlebt haben kann. Aber er beugt solchen Zweifeln vor: „Doch das Gesetz, nach dem der Mensch angetreten ist, gilt auch im Urlaub. Die Konstellation der Gestirne zur Zeit der Geburt bleibt einem treu. Man kann seiner skurrilen Verwirrtheit nicht entkommen, nirgends und niemals.“ (S. 143) Diese These belegt er im vorletzten Kapitel mit Anekdoten aus seiner Humboldt-Ära. Doch

wenn man weiß, was Friedrich Maier in diesen Jahren alles gleichzeitig tat, tun wollte und tun musste (s. S. 174), darf man sich über die gelegentliche Zerstreutheit nicht wundern! Und aus Erfahrung mit ihm muss ich sagen, dass er vielleicht mit Ata, Pril und Viss überfordert war, aber nie in Bezug auf seine eigentlichen Kompetenzen. Bei den Autoren-Sitzungen des Cursus war und ist er immer höchst konzentriert, hat das Ganze im Blick, während die Autoren sich manchmal in grammatischen Spitzfindigkeiten verheddern. Er motiviert Mutlose, meistert Team-Krisen und vermittelt zwischen Verlag und Kultusbehörden.

Und „so ganz nebenbei“ war er von 1993-2001 Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes. Auf diese Zeit blickt er trotz aller Anstrengungen und Mühen mit Wehmut zurück, ist aber zu Recht stolz auf die ihm zuteil gewordenen Ehrungen, deren höchste, das Bundesverdienstkreuz am Bande ihm am 80. Geburtstag verliehen wurde. Nicht vielen ist es vergönnt, zu Lebzeiten für das Lebenswerk so hoch geehrt zu werden.

Auf den letzten Seiten seines Buches wird Friedrich Maier sehr ernst und nachdenklich. Keine Anekdoten mehr, keine amüsant erzählten „Katastrophen“. In seinem „Rückspiegel“ wird ihm die Warnung in amerikanischen Rückspiegeln bewusst: *„objects in the mirror are closer than they appear“*. Er kommt sich und den Lesern näher, als es den Anschein hat. Wer oder Was im Rückspiegel klein erscheint, ist in Wirklichkeit groß, bedeutender als es den Anschein hat: „Das Leben ist ... gewiss keine bloße Folge von Husarenstücken und grotesken Szenarien. Und eine Biographie keine Anreihung von Humoresken.“ (S. 199)

Es lohnt sich die über achtzig Jahre Zeitgeschichte aus der Sicht Friedrich Maiers zu lesen, die Lektüre ist amüsant und nachdenklich

machend, voller Lebensweisheit. Er weiß, dass er viel erreicht hat und weiß, dass er dies einem glücklichen Schicksal zu verdanken hat, der Fortuna oder dem Willen Gottes: seine Frau, seine Kinder und Enkel, seinen beruflichen Erfolg, seine nicht enden wollende Schaffenskraft.

HANS DIETRICH UNGER

*Frank Unruh, Trier. Biographie einer römischen Stadt. 112 S mit etwa 100 Abb. Verlag Philipp von Zabern – WBG, Darmstadt 2017. EUR 24,95 (ISBN 978-3-805350112).*

Trier (lat. *Augusta Treverorum*), UNESCO-Weltkulturerbe seit 1986, ist eine der ältesten Städte in Deutschland. In den letzten Jahren wurden einige bedeutende Ausstellungen in dieser Stadt gezeigt (2007 Konstantin der Große, 2016 Nero). Der Althistoriker Dr. Frank Unruh, seit vielen Jahren am Rheinischen Landesmuseum Trier tätig, hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Biographie über Trier zu verfassen. Er nimmt den Leser mit auf eine Zeitreise, die von der Gründungszeit unter Kaiser Augustus bis zum Ende der Spätantike und dem frühen Mittelalter reicht. Dabei verfolgt Unruh die Geschichte der Stadt unter Berücksichtigung wichtiger Quellen (Texte, Bildmaterialien, archäologische Erkenntnisse). Auch das genaue Datum der Gründung der Stadt wird umsichtig geprüft (nicht der 23.9.17 v.Chr., obwohl dies der „private“ Geburtstag des Kaisers war, sondern eher der 27.1.17 v. Chr – der „politische“ Geburtstag: Verleihung des Ehrennamens Augustus im Jahr 27 v. Chr.). Unruh zeichnet in gebührender Kürze die wichtigsten Stationen der weiteren Entwicklung nach. Aufgelockert werden die interessanten und flüssig geschriebenen Passagen durch Informationen über bedeutende Persönlichkeiten, die in Trier gelebt oder kurz Station gemacht haben (die